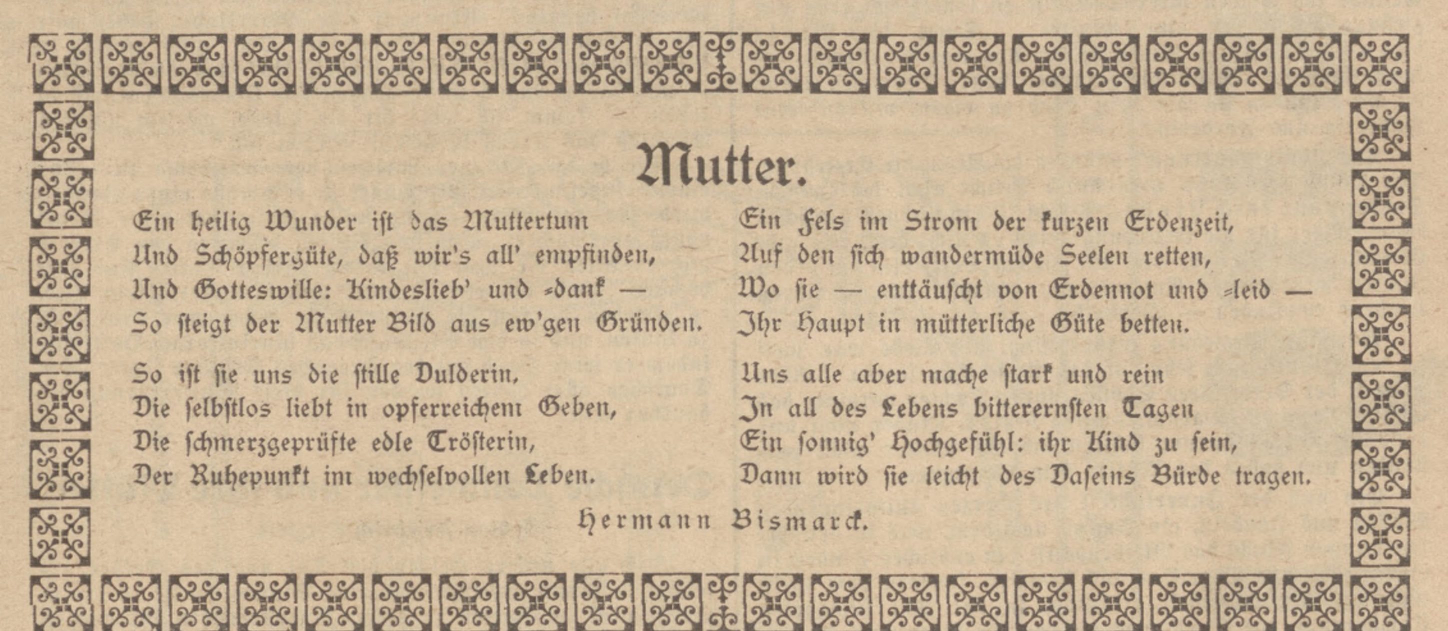
Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 109. | Bromberg, den 12. Mai. | 1935



Mutter.

Ein heilig Wunder ist das Muttertum
Und Schöpfergüte, daß wir's all' empfinden,
Und Gotteswille: Kindeslieb' und =dank —
So steigt der Mutter Bild aus ew'gen Gründen.

So ist sie uns die stille Dulderin,
Die selbstlos liebt in opferreichem Geben,
Die schmerzgeprüfte edle Trösterin,
Der Ruhepunkt im wechselvollen Leben.

Ein Fels im Strom der kurzen Erdenzeit,
Auf den sich wandermüde Seelen retten,
Wo sie — enttäuscht von Erdennot und =leid —
Ihr Haupt in mütterliche Güte betten.

Uns alle aber mache stark und rein
In all des Lebens bitterernsten Tagen
Ein sonnig' Hochgefühl: ihr Kind zu sein,
Dann wird sie leicht des Daseins Bürde tragen.

Hermann Bismarck.

Gesund an Leib, an Geist und Seele.

Zum deutschen Muttertag, 12. Mai 1935.

Von Artur Brausewetter,
Archidiakonus an der Oberpfarrkirche Danzig.

Das Wesen der Frau und ihre Schönheit wird von einem Wort umfaßt: Das Mütterliche. Und nie ist dies Mütterliche so zur Bedeutung gekommen wie in unseren Tagen. Eine alte Zeit sank ins Grab. Eine neue hat sich erhoben. Verheißende Kräfte ruhen in ihr. An die Jugend ergeht ihr Ruf. Die Gebärerin und Bildnerin dieser Jugend aber ist die deutsche Mutter. Das Gedeihen und die Zukunft unseres Vaterlandes ruhen in ihr.

Welch eine große Aufgabe! Und welch eine heilige Verantwortung! Wie wird die Mutter diese Pflicht erfüllen können?

Einfach ist die Antwort und schwerwiegend zugleich: Indem sie sich gesund erhält. Gesund an Leib, an Geist, an Seele. Nur die gesunde Mutter wird das kraftvolle Geschlecht gebären, das in Stahl geläuterte Geschlecht, auf das wir Hoffnung und Erwartung setzen.

Will die deutsche Frau ihr heiliges Vorrecht verdienen, Erzeugerin und Erzieherin dieses Geschlechtes zu werden, so muß sie bereit und gerüstet sein für ihre Sendung. Wo eine solche Bereitschaft ist, da findet sich auch die Kraft. Beides aber, die Bereitschaft und die Kraft gibt nur der gesunde Körper. Schließlich ruht zu Hause doch alles auf der Frau, und ungesund ist der Haushalt, dessen Mittelpunkt sie nicht bildet. Ist sie schwächlich oder krank, so wird das ganze Hauswesen krank, versagt sie, so versagt das ganze Leben daheim. Unsere Spannkraft ward in den Leib wie in eine Festung eingeschlossen. Wir haben nur einen ganz bestimmten Vorrat, mit dem wir verständig umgehen müssen. Eine nervöse, vorzeitig aufgeriebene Frau kann das neue Geschlecht weder hervorbringen noch aufziehen.

Haltet euch gesund! Das heißt wahrhaftig nicht: Sehet euer Leben, euren Körper als höchstes Gut an, das ihr auf alle Weise behüten und bewahren sollt. Das heißt im Gegenteil: Sehet Leib und Leben an als ein Pfund, euch gegeben, damit ihr mit ihnen wuchern, mit ihnen wirken sollt zum Wohl für eure Kinder, zum Nutzen und Segen des Vaterlandes. Gesund und jung sich erhalten ist dasselbe. Gerade um ihrer aufwachsenden Kinder willen hat eine Mutter die Pflicht, sich möglichst jung zu erhalten, damit sie fähig bleibt, mit ihnen zu fühlen, mit ihnen zu kämpfen.

Dazu bedarf es nicht nur der körperlichen, sondern auch der geistigen Gesundheit. Ein gesundes geistiges Leben ist die Losung der neuen Zeit. Die Sentimentalitäten vergangener Tage und ihr blasser Ästhetizismus haben uns heute nichts mehr zu geben. Der Kampf unserer Tage geht um stärkere Dinge, geht um die Behauptung unseres Platzes an der Sonne, geht um Sein und Nichtsein unseres Vaterlandes. Getragen und gehalten aber ist dies Ringen von geistigen Gütern, zum Sieg geführt kann es nur durch sie werden. Eine deutsche Kultur, eine sittliche Weltanschauung, das ist das letzte Ziel unserer Kämpfe. Ob sie oder elender Krämergeist oder frivole Genußsucht die Welt beherrschen soll, das ist die entscheidende Frage dieser Zeit.

Obenan in diesen Kämpfen steht die deutsche Mutter. Etwas Großes überantwortet ihr das Vaterland: die Hüterin der geistigen Güter zu sein, sie fruchtbar zu machen für das kommende Geschlecht. Nicht das Wissen, der Wille macht die Gesinnung. Die Bildung des Gemütes steht höher als die des Geistes. Höflichkeit des Herzens, hat Bismarck einmal gesagt, findet sich nur bei den Deutschen. Es ist die

Höflichkeit der hilfreichen Gesinnung. Und Goethe meint, jeder gebildete Mensch wisse, wie sehr er an sich und anderen mit einer gewissen Roheit zu kämpfen habe, wie viel ihn seine Bildung koste. Es gibt eine Höflichkeit des Herzens, die der Liebe verwandt ist.

Niemand aber kann das heranwachsende Geschlecht in solchem Geiste großziehen wie die deutsche Frau, in der das Geistige im Sittlichen, das Nationale im Religiösen aufgeht. Und wie das Geistige im Sittlichen, so geht das Seelische im Religiösen auf. Gerade hier wird der deutschen Frau die führende Stellung zufallen. Denn die Frau ist beides: religionsempfänglich und religionsbedürftig. Es liegt nicht nur in ihrer Natur, nicht nur in ihrem Wesen. Es liegt in dem still und stark getragenen Leid, das auf dem Leben jeder Frau und Mutter lastet. Aber die Religion, von der die Frau Kraft und Trost erwartet, ist wiederum nicht Wissen, nicht einmal Wissen von Gott. Sie ist Wille sowohl zur Tat wie zum Leiden. Tapfer sein ist auch Religion, hat einer einmal so schön gesagt.

Und wie das Leben der deutschen Frau im letzten Grunde ein Suchen ihrer Seele ist, so lautet das erste Erziehungsgebot für eine Mutter: „Suche die Seele deines Kindes! Suche sie bei Tag und bei Nacht! So lange suche sie, bist du Sie gefunden hast! Denn erst, wenn du sie gefunden, ist dir dein Kind zu eigen, bist du seine Führerin und Förderin."

Die „königliche Kunst" nannten die Alten die Erziehung. Der Kunst aber kann man durch Pflicht nicht beikommen. Sondern nur durch Liebe. Pflicht ist ein schönes deutsches Wort. Aber für die Erziehung reicht es nicht aus. Es gibt Eltern, auch Mütter, die mit tiefem Leid eine mit den Jahren zunehmende Entfremdung zwischen sich und ihren Kindern empfinden. — Weshalb?

Weil ihre Erziehung mehr Pflicht als Liebe war, weil sie den Hauptton zu sehr auf das Äußerliche legten. Aber was in der Seele ihres Sohnes, ihrer Tochter vorging, das wußten sie nicht. Darum kannten sie ihre Kinder nicht und diese sie nicht. Darum fühlten sich die Kinder nicht verstanden und gaben der Mutter kein Vertrauen.

Ein aus der Innerlichkeit des Herzen entspringendes Wollen und Handeln, ein Suchen nach dem, was in der Erscheinungen Flucht das Bleibende ist, ein endliches Finden in einem nicht von Begriffen und Dogmen, sondern vom Geist und von der Wahrheit erfüllten, in der Tat bewährten Christentum, das ist es, was die deutsche Frau und Mutter zur Hüterin der Zeit macht, das ist zugleich der still und stark wirkende Segen, der von der Frau ausgeht — auf den Mann, auf das Haus, auf die Kinder, auf das Vaterland, auf das Volk.

Eine Mutterehrung.

Skizze von Fritz Kempf.

Für den Löwenwirt zu Cleversulzbach im Schwabenlande war die Ankunft der gelben Postkutsche das wichtigste Tagesereignis, das er nie versäumte. Aber heute, an einem warmen Juninachmittage, kam seine Neugierde wenig auf ihre Kosten: Nur ein einziger Fahrgast stieg aus. Der hochgewachsene, hagere Mann mit schwarzem Hut und langem schwarzen Rock stand vom Sonnenschein geblendet da, grüßte dann zu dem sein Käpplein lüftenden Wirt und schritt die Dorfstraße hinab.

Der Wirt wußte, daß der Ankömmling — es war der Pfarrer Wilhelm Hartlaub aus dem nahen Wermutshausen — nicht im Löwen einkehren würde. Der Besuch des geistlichen Herrn galt wie immer seinem alten Jugendfreunde Eduard Mörike, der seit einiger Zeit hier in Cleversulzbach als Pfarrer amtierte.

Am Ende der Dorfgasse stand die einfache Kirche und dicht daneben, in einem grasigen Vorgarten, das Pfarrhaus.

Als Hartlaub das Törlein öffnete, hörte er lauten Hammerschlag. Er vermutete ganz richtig, daß Freund Eduard wieder eine seiner kunstgewerblichen Liebhaberarbeiten unter den Händen habe, deshalb schritt er gleich spähend ums Haus herum. Richtig, dort aus der Laube erklangen die hellen Schläge. Vorsichtig schlich der Besucher näher, aber die schnell geplante Überraschung gelang nicht, denn der weiße Spitz, der dem Pfarrer Gesellschaft leistete, kam laut bellend herbeigestürzt und sprang fröhlich an dem Ankommenden in die Höhe.

Da erschien auch schon Mörike im Laubeneingang. Die bestaubte Brille mit einem Meißel, den er in der Linken trug, in die Höhe schiebend, rief er sein lautes Willkommen, indes die Rechte einen Hammer hinwarf, um zur Begrüßung frei zu werden.

„Seit wann bis du auch Steinmetz geworden?" sprach Hartlaub lachend. Mörike zog seinen Freund wortlos in die Laube. Hier lehnte ein altes, dunkles Steinkreuz am Holztisch, und als der Besucher sich zu ihm niederbeugte, bemerkte er auf dem Querbalken in sauberen Kreidestrichen die beiden Worte: Schillers Mutter.

Zum größten Teile waren die Lettern schon in den Stein gemeißelt. Hartlaub tastete vorsichtig die Kanten ab und blickte dann fragend den verehrten Dichterfreund an.

„Seit du das letzte Mal hier warst, habe ich eine wundersame Entdeckung gemacht. Denk' dir, die Mutter unseres großen Landsmannes hat in Cleversulzbach bei ihrer Tochter Luise, die mit dem Pfarrer Frankh verheiratet war, ihre letzten Lebensjahre zugebracht und ist auf unserem Friedhof bestattet. Ein paar alte Pfarrkinder haben mir den Grabhügel gezeigt. Damit der Ort nicht völlig in Vergessenheit gerät, bin ich dabei, ihr mit diesem alten Kreuz, das niemand mehr gehört, ein kleines Denkmal zu setzen. — Komm, ich zeige dir die Stelle, wo am nächsten Sonntag das Kreuz hingesetzt werden soll."

Die beiden Männer schritten dem Friedhofe zu. Vor einem eingesunkenen Grabhügel in der Nähe eines Zaunes blieb Mörike stehen. Eine wilde Rose hatte die Gruft völlig überwuchert. Zahllose Blüten bedeckten den Strauch und erfüllten die Luft mit ihrem zarten Duft. Auf dem höchsten Zweig saß ein Buchfink und schmetterte sein Lied.

Soeben begann die Vesperglocke des nahen Kirchleins zu läuten, und in den Glockenschwall hinein sprach Hartlaub, indem er seine Hand auf des Freundes Schulter legte: „Die Deutschen aller Zeiten werden für diese Mutterehrung dir dankbar sein."

Deutsche Tonmeister und ihre Mütter.

Von Friedrich Herzfeld.

Fast alle unsere Helden der Tat und des Geistes erlebten in ihrem Erdenwandel eine Stunde, da sie in einem Briefe oder in Worten zu einem Nahestehenden ihr ganzes Inneres öffneten, um ihr zartes, unversiegliches Gefühl für ihre Mutter zu bekennen. Sie sahen sich wieder spielend auf dem Schoße der Mutter. Das ganze Leben erschien nur wie eine reife Frucht, zu der die Mutter den Samen gelegt hatte.

Die rührendsten Sohnesbekenntnisse offenbarten uns die großen Meister der Töne. Auch ihnen sang die Mutter das erste Wiegenlied; von ihr erhielten sie die ersten Anweisungen auf den schwarzen und weißen Tasten; sie lehrte sie die einfachen Gesetze der Harmonie. Aber was anderen Männern als liebes Spiel in späten Lebenstagen zur Erinnerung wurde, das war bei den Tonmeistern der erste Schritt auf jener Bahn, die sie zur Unsterblichkeit führte. Ihnen öffneten diese Unterweisungen das weite Reich des Berufs oder vielmehr der Berufung.

All die Offenbarungen in Tönen, mit denen sie die Mit- und Nachwelt hinrissen, empfanden diese Meister darum als Dank an die Mutter.

Freilich: bei manchen Tonschöpfern muß die Frage nach der Mutter unbeantwortet bleiben, weil keine Kunde von ihr zu uns gedrungen ist. J. S. Bachs Mutter hieß Elisabeth Lämmerhirt. Sie starb, als der kleine Johann Sebastian acht Jahre alt war. Das ist alles, was wir von ihr wissen. Ob der Sohn ebenso wie von seinem Vater auch von ihr musikalische Erbanlagen empfing, ob sie durch die frühe Erziehung sein Wesen mitprägte, welches Bild er von ihr gewann, über all das dürfen wir nicht einmal Vermutungen aussprechen. Es ist keinem Zeitgenossen des Meisters eingefallen, alle Tatsachen vom Leben des Thomaskantors zu erforschen und zu sammeln, geschweige denn nach seiner früh verstorbenen Mutter zu fragen.

Aber selbst bei neueren Tonmeistern bleibt das Leben und Wirken der Mütter oft in seltsames Dunkel gehüllt. So wissen wir von Richard Wagners Mutter aus seinem eigenen Munde nur, daß sie von der Schönheit und Größe der Dicht-

kunst, Musik und Malerei in feierlichem Tone gesprochen haben soll. Über ihre Abstammung machte er seltsam gewundene Ausführungen, die zu allerlei sonderbaren Vermutungen Anlaß gegeben haben. Von Carl Maria von Webers Mutter wissen wir, daß sie als Kind einmal in Italien war. Sonst schweigen auch hier alle Chroniken. Möglicherweise rann in ihren Adern ein Tropfen französischen Blutes, so wie die Mutter Glucks vielleicht eine Tschechin war. Aber wie unvollkommen ersteht uns mit diesen kurzen Angaben das lebendige Bild dieser Mütter!

Nicht immer fließen die Quellen so spärlich. Je mehr wir von diesen Müttern hören, um so klarer schält sich das Gemeinsame heraus, das sie alle verband. Es waren stille Frauen, die durch ihr Dasein, durch ihr Dabeisein das unzerreißbare Band zum großen Sohne flochten. Meist verzehrten sie sich in der Sorge um das äußere Wohl. Sie wollten ihren schaffenden Söhnen die Last des Alltags abnehmen. Dabei ahnten sie höchstens die Größe ihres Kindes. Keine dieser Mütter konnte ihrem großen Sohn Kameradin oder Wegbereiterin sein. Keine vermochte die überzeitliche Größe des Sohnes zu weissagen. Eine Frau Rat Goethe oder eine Henriette Feuerbach sucht man unter diesen Frauen vergebens!

Die Stiefmutter des liederreichen Schubert steckte ihrem Franzel bisweilen ein paar Groschen zu. Wie sollte sie ihm auch sonst helfen? Schumanns Mutter widmete sich fast allzu zärtlich der Erziehung ihres Lieblingssohnes Robert. Aber seine tiefe Verbundenheit mit der geliebten Musik fühlte sie nicht und mußte ihm darum mit der Nötigung, Jura zu studieren, viel schwere Stunden bereiten.

Wie falsch wäre es dennoch wenn man glauben wollte, die Mütter hätten im Leben unserer Tonmeister nicht allzu viel bedeutet! Denn dann wurden all diese Männer von jener furchtbaren Stunde überrascht, die ihr Leben zu zerreißen drohte und die es bis zur Wurzel aufrührte: Jene Stunde, da der Tod der Mutter miterlebt oder durch Berichte erfahren werden mußte. Hier brechen die erschütterndsten Klagen aus. Nun standen sie verlassen vom Besten, das sie an diese Erde band.

Als **Beethoven** die Nachricht vom baldigen Tode seiner Mutter empfing, eilte er von Wien nach Bonn und stieß an ihrem Sarge die ergreifenden Worte aus: „Oh, wer war glücklicher als ich, da ich noch den süßen Namen Mutter aussprechen konnte!" **Mozart** trug, allein in dem großen Paris, seine Mutter auf den stillen Friedhof von St. Eustache. Als er die Feder zum Schaffen wieder ergriff, zeichnete seine fliegende Hand auf einem einfachen Notenblatt die qualvoll zerrissenen Mißklänge der großen A=moll=Sonate auf. In dem rollenden Oktaventremolo scheint noch der Trommelwirbel des Todeszuges nachzuklingen. **Händel** eilte aus London herbei, um seiner Mutter in der Todesstunde beistehen zu können. Jede Stunde an ihrem Todeslager schien ihm kostbar. Er schlug darum sogar die lange nachgesuchte Begegnung mit J. S. Bach aus, so daß sich diese beiden größten Geister der Musik in ihrer Zeit nie kennen gelernt haben. Als Brahms die Nachricht vom Tode seiner Mutter empfangen hatte, ging er an den Flügel und versank in die jenseitigen Klänge der Goldberg=Variationen von Bach, die er über alles liebte. Auch alle anderen großen Tonmeister erlebten diesen Wendepunkt ihres Lebens besonders innerlich und schicksalhaft.

Darum haben auch unter allen großen Geistern unseres Volkes die Tonschöpfer die schönsten Worte gefunden, die sich zum Preise der Mutter sagen lassen. In ihnen klingt am reinsten all die Zärtlichkeit und kraftspendende Erinnerung eines starken Muttergefühls wider.

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

Tonio wehrte ab. Dann wollte er sie wenigstens in den Wagen tun. Alle Leute schauten zu. Ein Schutzmann erschien.

„Was gibt es?"

„Wie Sie sehen", sagte Andy in tadellosem Französisch, „kaufe ich diese Affen von meinem Freund."

„Und Sie, hat er Ihnen die Affen bezahlt?"

„Ja, Herr!"

„Was machen Sie dann noch länger hier? Weitergehen!"

Andy stieg in das Auto mit seinen Affen, während Tonio vor der Obrigkeit floh.

In Tonios Pappschachtel waren zehn kleine mechanische Äffchen. Andy räumte von dem Kaminsims den Zierat herunter und ersetzte ihn durch die Affen. Sie waren viel netter als das langweilige Gekröse aus Sèvre=Porzellan. Alle hatten sie kleine, perlförmige, menschliche Augen, die ihn mit ironischer Huld anblickten. Sie schienen einverstanden zu sein mit seinem Einfall und anzuerkennen, daß es verdammt besser auf einem Kaminsims war, als auf einem windigen Fußweg auf dem Boulevard.

Andy entfachte im Kamin ein großes Feuer und wartete auf Tonio. Er fand nach gründlichem Nachdenken, daß die Welt ganz unbegreiflich war. Da gab es einen der anständigsten Menschen auf Gottes Welt, von Gott selbst mit einer gewissen Geschicklichkeit der Finger begnadet, mit denen er Tausenden Freude zu schenken vermochte... Freude, Es war viel mehr als das. Tonios Kunst war Erlösung. Tausenden von Männern und Frauen hatte seine Zauberei Vergessenheit geschenkt. Diese Viertelstunde täglich, vervielfältigt durch viele tausend Viertelstunden, wieviel Millionen Stunden ergab das, in denen der kleine Mann Kummer und Sorge von den Menschen abgewehrt hatte. Hier war dieser Tonio mit seiner Gottesgabe, Menschen Freude zu spenden, und war nun von dem einzigen Unglück betroffen worden, das imstande war, ihm seine Begabung zunichte zu machen. Er fand keinen Sinn darin.

Andy entzog sich dieser verwirrenden Betrachtung, indem er die Affen aufzog, einen nach dem anderen, und sie möglichst lebendig und naturgetreu aufstellte.

Ein oder zwei Stunden später erschien Tonio, überaus anständig gekleidet. Er hatte sich einen weichen Filzhut angeschafft, einen schönen Mantel, ein silbergraues Halstuch, Hosen und Schuhe. Rasiert war er auch. Er strahlte seinen Wohltäter an.

„Nach langen Monaten endlich bin ich wieder „Monsieur"", sagte er. „Sobald ich Zeit habe, werde ich mir auch ein Hemd kaufen. Doch so", er steckte seine Hände in die Ärmelaufschläge des Überrockes, „merkt es kein Mensch. Du mußt wissen, lieber Freund, daß ich hungrig war und essen mußte, und ich war schmutzig und mußte mich waschen und mich rasieren. So hatte ich keine Zeit mehr."

„Hast du wirklich gut gefrühstückt?" fragte Andy und hob die Hand, um zu läuten.

„Si, si, ich war mir nie bewußt, daß ich soviel Makkaroni vertilgen könnte." Der kleine Mann lachte und rieb sich den Bauch. „Und außerdem noch Würstchen und Brot." Er schnitt eine Grimasse vor Lachen und hatte fast Tränen in den Augen.

„Das hindert nicht", sagte Andy und läutete, „daß wir wenigstens etwas trinken können."

Tonio zeigte auf den Kaminsims.

„Meine Affen."

„Nein", sagte Andy, „meine Affen, Tonio. Eine ganze Familie! Die einzige Familie, die ich mir zugelegt habe. Jetzt setz dich, alter Junge, und erzähle."

Sein Bericht bestand aus zahlreichen wirren Einzelheiten und wenig klaren Umrissen.

Angefangen hatte es in Ohama. Er hatte seine Tournee beendet. Er mußte noch in sein Hotel, um das Gepäck zu holen und dann weiterzureisen. Es war eine furchtbare Regennacht. Die Straße glitzerte, leuchtete von vorüberfahrenden Taxis, doch keines war frei. Er wartete und wartete. Die Zeit verging. Er mußte zu Fuß in sein Hotel. Durchnäßt bis auf die Haut kam er an. Als er in Chikago ankam, mußte er sofort ins Bett. Man brachte ihn in das Krankenhaus. Rheumatisches Fieber. Gott weiß, wie lange er dort gelegen hatte. Als man ihn geheilt entließ, waren seine Finger wie Zweige eines Baumes im Winter. Er ging in eine kalte winterliche Welt, und in seinem Herzen war es nicht minder kalt.

„Ach Andy, du weißt nicht, wie das ist."

„Eine kleine Ahnung davon hatte ich ab und zu in meinem Leben", antwortete Andy.

„Ja, ich entsinne mich. Auch du hast schlechte Zeiten durchgemacht, aber dir war doch das Werkzeug zu deinem Leben genommen. Ein Maler, der erblindet ist, was soll der noch? Und mein ganzes Geld war auch verloren."

Der kleine Mann machte eine trostlose Handbewegung.

„Ich glaubte immer, du wärst ein reicher Mann, der jede Woche Geld auf die Bank brachte."

„Ich habe es zurückgelegt", sagte Tonio bekümmert, „doch nicht in die Bank. Mein Vermögen hatte ich in einem Safe in meiner Wohnung eingeschlossen."

„Aber", sagte Andy und runzelte die Stirn, „da war doch Giulietta, die darauf achtgab."

„Ja, und sie hat darauf acht gegeben", sagte Tonio. „Als ich aus dem Krankenhaus kam, konnte ich mir meine Giulietta suchen! Ich habe vier Monate nach ihr gesucht und sie nicht gefunden."

„Großer Gott!" rief Andy entrüstet. Er beugte sich zu Tonio, packte ihn an den Schultern. „Giulietta hat dich auf diese Weise verlassen?"

„Genau so", antwortete er und begegnete dem empörten Blick mit seinen traurigen Hundeaugen.

„Wer war der Mann?"

Tonio hob die Schultern. Er hatte nie etwas von einem Mann gehört. Wenn ihm irgend etwas von einem Mann bekannt worden wäre, dio, Andy könne sicher sein, trotz der untauglichen Finger hätte Neuyork einen Mörder erlebt, so blutig und furchtbar, wie lange nicht. Nein. Giulietta habe die liebevollsten Briefe während seiner Krankheit geschrieben. Sie hatte sich mit ihm auf Newyorks Zentralbahnhof verabredet. Er kam dorthin: keine Giulietta. Er fuhr in seine Wohnung nach Greenwich, öffnete die Tür mit dem Schlüssel und fand gähnende Leere, kahle Wände, kahle Fußböden, leere Zimmer. Zurückgeblieben war nichts als eine Glasbowle, die er für einen Goldfischtrick gebraucht hatte. Das Glas war zerbrochen und die Goldfische fort.

Der Safe war erbrochen, und alle die mit Gummischnüren zusammengefalteten Tausend-Dollarscheine waren genau wie die Möbel und Giulietta verschwunden. Giulietta! Andy hatte sie gut gekannt, so gut, wie ein Andy Drake mit seiner englischen Erziehung diese hübschen italienischen Schlampen und Zankteufel kennen konnte, deren eine die Geliebte seines Freundes war. Warum nicht seine Frau? Das hatte er sich öfters gefragt. Der Grund war: in dunkelster Vergangenheit gab es einen Mann. Warum sollte man sich aufhalten mit unbequemen Ehescheidungen und einer neuen Heirat, wenn man es einfacher haben konnte? Vor der Welt war sie Frau Gaffarelli. Andy hatte sie niemals leiden können, diese kleine verhutzelte Neapolitanerin. Eigentlich verachtete er sie. Doch wenn Tonio mit ihr glücklich war, warum hätte er sich über sie ungünstig äußern sollen?

Und nun war das fast Vorhersehbare eingetroffen. Sie war mit Sack und Pack und allem Geld auf und davon. Jetzt war sie sicherlich längst in Neapel und war gut versorgt.

„Und diese Frau, Andy, die ich angebetet habe als Stern meines Lebens, als den Mond und die Sonne meines Lebens... ach!

Tonio durchschritt das Zimmer und fuhr sich durch das Haar.

„Und dann, alter Junge..." fragte Andy nach einer taktvollen Pause.

Danach war es sehr schnell mit Tonio bergab gegangen. Er verschaffte sich die Stelle eines Assistenten bei einem seiner Schüler, einem glänzenden Taschenspieler mit Namen Frosko. Er reiste mit ihm eine Zeitlang herum. Dann begleitete er ihn nach Paris. Alles ging gut, bis zu dem Tag, da Frosko, als er den Opernplatz überkreuzte, sich nicht aus dem Zusammenprall zweier Autos herauszaubern konnte. Er wurde getötet, und Tonio war ohne Beschäftigung. Er kannte keine Zauberkünstler in Paris, die einen Assistenten benötigten, noch dazu mit verkrüppelten Händen. Keiner in der Riesenstadt hatte Verwendung für ihn. Er versank in Armut, in die Unterwelt. Er eignete sich die Geschäftskniffe der Verkäufer auf dem Boulevard an und kaufte mit seinem letzten Geld die Affen, die man aufziehen konnte. Als Andy ihn traf, verdiente er zehn Francs täglich.

„Himmel!" rief Andy, „wie lange noch, und du wärst verhungert!"

Vor einigen Jahren hatte Tonio Caffarelli alles in Hülle und Fülle, und auch Giulietta, die wunderlicherweise sein ein und alles war. Er kleidete sich in feinstes Leinen, lebte in aller Bequemlichkeit, aß gut an schön gedeckten Tischen, hatte sein weiches Bett, sein Badezimmer, Möbel, die für ein englisches Auge zwar ein Greuel, für den Italiener aber die Vollkommenheit aller Träume bedeuteten. Seine Wohnung war sein Stolz. Er fuhr, das heißt, meistens fuhr Giulietta, in einem Sechs-Zylinder-Wagen mit orangefarbenem Kabriolett. Er war der glücklichste Mann der Welt.

Und jetzt?

Er saß Andy gegenüber an dem Feuer. Ein kleines Männchen mit hartem, kühnem, lebhaftem Gesicht, beseelt durch milde, dunkelbraune Augen, Hundeaugen, den treuen Augen eines spanischen Hühnerhundes. Andy hatte vergessen, ihn aufzufordern, das silbergraue Halstuch und den blauen Überrock abzulegen. Der Anblick der verkrüppelten Hände, die mit Mühe das Glas und die Zigaretten hielten, schnitt Andy ins Herz. Was konnte er für Tonio tun? Wie konnte er ihm wieder aufhelfen? Tonio hatte sein Leben mit Kunststücken verbracht und verstand nichts anderes als seine Zauberei. Er war nicht einmal ein Zauberkünstler mit mechanischen Tricks. Seine ganze Begabung bestand in seinen gelenkigen Fingern. Er konnte Wunderdinge verrichten mit Karten, mit Geld, Eiern, Fahnen, Bändern, Kaninchen, Tauben und Goldfischen. Sein einziger Trick war seine Erfindung, einen Dolch aus der freien Luft aufzufangen, ihn sich in den Hals zu stoßen und nach einem Erstickungsanfall einen Revolver auszuhusten. Dieser Trick, mit dem er so oft den größten Erfolg gehabt hatte, war lediglich das Ergebnis der Geschicklichkeit seiner Finger.

Nach einer Weile des Überlegens sagte Andy als Antwort auf die Frage, die er sich selbst gestellt hatte:

„Schau, alter Knabe, ich gebe es auf. Du selbst mußt mir sagen, was ich für dich tun soll. Ich bin reich. Ich habe geerbt. Ich habe einen Titel, ich bin adelig, ja ich Andy Drake, komisch, nicht wahr, alter Junge? Aber es ist so."

„Ich selbst habe es oft gefühlt", sagte Tonio, „daß du nicht bloß ein einfacher Schmierenschauspieler warst. Du warst immer ganz anders, und deshalb..."

„Deshalb liebtest du mich?" lachte Andy. „Aber du sollst mich immer noch lieber gewinnen. Ich schulde dir einen Dank, der nicht mit Geld aufzuwiegen ist. Und doch scheint mir Geld augenblicklich für dich das einzig Wichtige zu sein."

„Ein Reicher kann einem Armen leicht Geld hinwerfen", sagte Tonio und sah Andy an, „und natürlich ist der Bettler froh, es zu bekommen. Aber dankbar ist er ihm nicht. Er haßt ihn. Und warum? Weil er gibt, was ihn nichts kostet. Etwas anderes ist es, wenn er ihm auch mit seinem Herzen hilft."

„Mein lieber Tonio", sagte Andy, „darum handelt es sich ja gerade. Einst war ich nackt, und du hast mich bekleidet und so weiter, um mit der Bibel zu reden. Du kannst von meinem Herzen und von meinem Geld für dich verlangen, so viel du willst."

Tonio sah auf seine verkrüppelten Hände und bewegte die Finger.

„Ich kann einfache Arbeiten tun, aber nur einfache."

Er hielt inne. Es entstand ein Schweigen, währenddessen Tonio in Gedanken versunken dasaß. Um die seelische Spannung abzuschwächen, spielte Andy mit den Affen auf dem Kaminsims.

Aufgezogen wachte einer nach dem anderen aus seiner Verzauberung auf. Das grauenvolle Zwinkern ihrer Augen ließ einen nicht los. Zwei jedoch zwinkerten schon nicht mehr. Der Mechanismus war in Unordnung geraten. Was konnte man schon für fünf Francs verlangen?

Andy legte seine Hand auf Tonios Schulter.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.